

85]

Sultana.

Nachdruck verboten.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Das Paradies war ihr nun einmal verschlossen. Abdallah würde sie in Ewigkeit nicht dahin erheben. Ja, mit einem furchtbaren Schauer ahnte sie ihre dereinstige Verstoßung in die Hölle um dieser unreinen Treue willen, die sie an einem Verleugner Allahs und des Propheten geübt.

Gleichviel! Seinem Schicksal kann niemand trotzen!

Mekrub! Es stand geschrieben!

Möge es denn geschehen! Durfte sie ihren Aufenthalt nur mit Marcel teilen, so mochte Allah in seiner gerechten Weisheit sie in jede Hölle stürzen, die er für gut befand. Es würde dennoch zu ertragen sein.

Solche Gedanken beschäftigten sie, wenn sie stumm zu Abdallahs Füßen saß, während er sich in seligen Visionen oder großen politischen Plänen verlor, die sie nicht verstand und er ihr nicht offenbarte.

So dachte sie, wenn sie auf dem Fußteppich saß und mit ihrem falschen Lächeln sich vor ihm demütigte.

Das gab ihrer Liebe eine eigene ekstatische Tiefe und Kraft, ein Gepräge von Fanatismus und Aufrühr.

Aber aufwärts strebt dennoch die Kindesseele.

Jedes Gemüt, das nicht krank ist, ist bemüht, das Richtige zu suchen.

Aus der Angst empor keimt still und langsam eine goldene Hoffnung.

Was ihr Unglück war, konnte ihr Glück werden.

Zweifellos würde Abdallah sie verstoßen, wenn sie ihm auf die Dauer einen Sohn vorenthielt.

Dann war sie frei! Dann konnte sie zurückkehren und vor Marcel hintreten und sagen: Sieh, hier bin ich! Ich war es, die Du an Dein Herz zogst! Ich war es, die Dir ihr Antlitz entschleierte und Dich küßte!

Und dann — oh, dies Glück war nicht auszudenken!

Bekehrte er sich dann zu dem einzigen wahren Glauben an Allah, dann waren sie ja ohne Sünde.

Dann war sie nur das schwache Werkzeug, das Allah benutzt hatte, um einen Ungläubigen in sein Paradies zu ziehen.

Und würde er dann nicht in seiner Gnade sie beide belohnen und ihre Liebe ewig machen zu seiner eigenen Herrlichkeit?

So kühn wurden ihre Gedanken, als sie ausgegärt hatten.

21.

Abdallah hielt sich immer weniger daheim in Gassa auf. Er unternahm lange geheimnisvolle Ausflüge, die ihn mitunter eine ganze Woche oder noch länger fernhielten und gab als Vorwand an, daß er Abgaben für die Bäua zu erheben habe. Aber Sultana glaubte ihm nicht.

Nach den Worten, die sie belauscht hatte, schien es ihr unzweifelhaft, daß er irgendeine politische Aktion, vielleicht etwas Gefährliches vorbereite. Dies bekümmerte sie jedoch nicht besonders. Selbst das Aergste, das geschehen konnte, war für sie ohne Gefahr und konnte zu ihrem Besten werden.

Der junge Zaied ben Bu-Kris schöpfte Mut aus Abdallahs langer Abwesenheit. Er begnügte sich nicht mehr mit bloßen Serenaden. Er dichtete Arabis und blumenreiche Briefe, die er Sultana durch Mabrufa übergeben ließ. In dessen erntete er nur geringe Anerkennung. Mabrufa lernte seine Gedichte auswendig, Sultana aber antwortete ihm nie. Nur seinem Gesang lauschte sie gern, wenn sie allein war; sie stellte sich dann vor, daß es Marcel sei, der singe.

Eines Tages zu Beginn des neuen Jahres kam Abdallah und sagte ihr, er wolle sie auf einem Besuch bei dem Fresjisi-Stamme mitnehmen. Sie begriff nicht, was sie dort sollte, und Abdallah verriet nichts. Wäre es noch sein eigener Stamm, die Hamamas gewesen; aber die Fresjisi waren ein fremdes Nomadenvolk von Berberblut, das ganz nördlich von der algerischen Grenze auf dem Wege nach Tebessa wohnte, und die Reise dahin war lang.

Sie ritten durch die großen selbstgewachsenen Wälder

bei Feriana, die hunderttausende Tonnen Landes mit Thuya, syrischer Föhre und immergrüner Eiche bedecken, und erreichten einen Duar, dessen große schwarze flache Zelte im Schutze eines Hügelzuges lagen. Auf dem Gipfel einer der Anhöhen stand das einzige Haus, eine kleine, aber in meilenweitem Umkreise sichtbare schneeweiße Marabu-Kapelle. Die ganze Gegend lag sehr hoch, etwa dreitausend Fuß über dem Meere.

Man empfing sie mit derselben Gastfreundschaft, die ihnen überall zuteil geworden, und ein ganzes Zelt wurde ihnen zur Verfügung gestellt. Sultana imponierte es nicht weniger als Mar, zu sehen, in welch weitem Umkreise Abdallahs Einfluß sich geltend machte.

Des Abends waren alle Männer um Abdallah versammelt, während Sultana ihrerseits ihrer reichen Tracht wegen den Gegenstand der weiblichen Bewunderung und Ehrfurcht bildete. Die jüngsten der Beduinerinnen brachte schon der bloße Anblick ihrer zebrastreifig bemalten Hände außer Fassung. Das wirkte allerdings ganz anders kokett und verführerisch als ihre eigene vulgäre Henna-Färbung.

Sultana forschte sie geschickt aus, um dem Zwecke dieser sonderbaren Reise auf den Grund zu kommen.

Sie zeigte sich sehr erobert von dem Vorgehen der Franzosen, die die großen Wälder ohne weiteres als Staatsdomäne erklärt und den Beduinen verboten hatten, ihre Schafe und Ziegen darin weiden zu lassen, wie es seit Arilds Zeiten ihr Recht gewesen war, und planten nichts Geringeres, als den ganzen Wald niederzubrennen, wenn die trockene Sommerszeit käme. Denn was hatten sie wohl davon, einen Wald zum Vorteile ihrer Feinde zu hegen? War erst niedergebrannt, würde er sich von selbst in üppige Weiden verwandeln.

Abdallah bläst ins Feuer! dachte Sultana. Dies ist also der Zweck unserer Reise!

Den nächsten Vormittag veranstalteten die jungen Leute zu Ehren der Gäste eine Phantasia.

Mit Abdallahs Bewilligung ging Sultana unverhüllt umher wie die Beduinerinnen, um nicht hochmütig zu erscheinen. Sie löste ihnen mit immer neuen indirekten Fragen die Zunge und zapfte ihnen ihr bißchen rascherschöpftes Wissen ab.

So kam es endlich an den Tag, daß der Stolz des Stammes Sidi Sadof sei.

Sidi Sadof war wie Abdallah Marabu und wohnte oben in der weißen Bäua auf dem Hügel. Er übte Wunder. Im Regenwetter wurde er nicht naß wie andere Sünder. Ueberdies beschützte er die ganze Gegend vor Unheil und heilte Krankheiten bei Mensch und Vieh. Die größte Gabe aber, die Allah ihm geschenkt, war die, kinderlose Frauen fruchtbar zu machen.

Sultana fragte nicht weiter. Sie verstummte plötzlich und begriff, welchem Zweck die Reise galt.

Bei Sonnenuntergang sah Sultana die Viehherden zum Melken heimwärts treiben.

Sie beneidete die Beduinerinnen. Wie gerne hätte sie ein wenig Ungemach und Mißhandlung ertragen wollen, wenn sie mit ihnen tauschen und ihr freies wildes Hirtenleben draußen unter dem großen guten Himmel hätte leben dürfen!

Man ging ungewöhnlich früh zur Ruhe.

Nur die Wächter hunde kläfften. Die ganze Duar schien zu schlafen.

Sultana lag wach, tat aber, als schlief sie.

Gegen Mitternacht kam ein Beduine in das Zelt und weckte Abdallah.

Er hieß Sultana aufstehen. Sie wollten zur Bäua gehen. Sie Sadof würde sie segnen und ihren Schoß öffnen. Vor dem Zelte stand der Beduine mit einem bändergeschmückten Riesenwälder.

Die Fenster der Bäua waren erhell. Sie nahmen den Weg dahin, stumm wie Diebe und nächtliche Wegelagerer.

Alle Hunde des Duars heulten wie Schakale.

Die Nacht war schön, voll funkelnder Sterne, aber bitter kalt.

Sultana ging in tausend Gedanken. Aber wie sie so dahinschritt in der reinen zitternden Winternacht, fand sie etwas Rührendes in diesem zähen Kampfe Abdallahs, seine Gattin zur Mutter zu machen.

Wer ein ungeborenes Kind so sehr liebt — sagte sie still zu sich selbst —, der kann nicht bösen Herzens sein.

Und in dieser Stimmung faltete sie die Hände und betete ihr tägliches Gebet, den hundertneunten Sure des Korans: „Sprich: O Ungläubiger! Ich will eure Götzenbilder nicht anbeten; ihr betet meinen Gott nicht an. Ich verabscheue eure Gottesverehrung! Eure Religion ist nicht die meine. Ihr habt euren Glauben, und ich habe den meinen.“

Und aus eigenem fügte sie hinzu: „O Allah, Du Milder und Barmherziger, laß es geschehen!“ — Marcel war ja doch eine vergebliche Hoffnung.

An der Pforte zu dem kleinen Vorhof der Sävia wurden sie von zwei alternden Frauen empfangen.

Mitten im Hofe brannte ein Feuer. Dicht daran saß Si Sadok und wärmte sich. Abdallah trat näher und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Sultana tat notgedrungen dergleichen, wenn auch nicht ohne Ekel und Widerwillen.

Sie hatte selten ein ähnliches Wesen und niemals ein widerwärtigeres gesehen.

Die Frauen hatten als ein Zeichen seiner Heiligkeit erzählt, daß Si Sadok seit dreißig Jahren keine Wäsche gewechselt, und man noch dies schon aus ziemlicher Entfernung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Am die Zuidersee.

Von Alwin Rath.

Wie das dunkle Wasser unter uns in der Schleuse kocht und brodeln, weiße Schaumfetzen hervorwirft und wieder verpült in seinem schwarzgrünen Sequell! Wie lebhaft die düstere Flut abstricht von den munteren Farben der Fischerboote und kleinen Dampfer, die hier für einen Moment zusammengepfercht sind, um jetzt beim Aufknirschen der mächtigen Schleusentore nach den verschiedensten Richtungen lustig davonzusteuern.

Amsterdam mit seinen flatternden Segeln, jährauchenden Dampfern und den letzten schmalen hohen Häusern, mit seinen Türmen und Kuppeln ist längst im blauen Dunst hinter uns untergegangen. Das farbige Getümmel des Hafens, dies Getöse und Geschrei, dies Hasten und unruhvolle Durcheinander der Hafensarbeiter, Matrosen und Händler ist längst mit seiner lauten Geschäftigkeit hinter uns verstummt — und nun breitet sich tiefer Friede erlösend um uns. Wenigstens schafft der krasse Gegensatz zwischen dieser Basserruhe der Pampusstraße mit den daran gelagerten stillen, im Grün versteckten Dörfern und dem nervösen Getriebe der Großstadt für eine Zeitlang diese schöne Illusion. Zur Seite am Ufer im fastigen Laube brennt die Sonne auf den Ziegeldächern von Durgerdam und Randsdorp in roten Feuern. Jetzt blüht es auf dem Leuchtturm von Ei auf, den wir in respektvollem weitem Halbreis auf unserer Fiall umschwimmen, und nun gießt sich in weiten blendenden Flimmerzäunzen des Lichtes die leichte böse Zuidersee mit ihren gefährvollen lauenden Sandbänken unter dieser glitzernden Silbertäuschung wie ein unermeßliches Meer vor uns aus.

Eine gräßliche Verheererin, brach sie 1287 jählings hier über weite Urwälder und Siedelungen herein und ertränkte fast hunderttausend Menschen in ihren Fluten. Der schon bei Tacitus genannte See Flebo, der hier unter tausendjährigen Urwaldstämmen seinen Spiegel breitete, überschwemmte infolge falscher Zuleitungen nach und nach ungeheure Gebiete, unterwusch und verwüstete die Waldungen und arbeitete so der Nordsee entgegen, die dann in dem Unglücksjahr ihren unheilvollen Weg in diese riesigen Sumpfbiete sich bahnte. Und auch heute hat die Nordsee selbst hier, im Binnenlande könnte man fast sagen, ihre Täden.

Auf der kleinen Insel Marken, nach der uns einige Fischerboote, die in Amsterdam ihre schuppige Ware abgeliefert haben, vorausgefahren sind, liegen sämtliche Häuser des Dorfes, die Kirche und selbst der „Kerkhof“ auf künstlichen, ziemlich bedeutenden Erdanhäufungen, und gar auch die Bäume scheinen sich in Angst vor der See zusammengekrümmt zu haben und sind verkrüppelte Gesäßpfeiler, die mehr von den Häusern vor der Seebürse geschützt werden, als sie zum Schutz der Fischerbehauungen dienen. Trotzdem liegt eine ungeheure Gemüthlichkeit über diesen hochgeliebten Inselbauten, die die roten, grünblausenen Pfannennützen so tief über ihre blinkenden hellumranderten Fenster herabgezogen haben. Und besonders um die Holzbauten gleich an der See, die mit ihren Bogen unter dem düsteren Pfahlwerk herumwächst und herumruert und zischt und klatscht, weht ein Stück herber Meerespoeffe. So finster die Bauten erscheinen, so fröhlich ist das malerische Aussehen

dieses Fischervolkes. Hier werden die alten überkommenen Volkstrachten nicht des Sonntags nur getragen, sondern auch jeden Werktag, wie noch in manchen anderen Gegenden Hollands. In bunten, bestickten Niedern sitzt wie in einem harten Panzer der Mädchenleib der jungen, gesunden Weiber eingezwängt. Ueber den blonden Kopf ist eine Haube, sagen wir vielmehr eine siebenfache, aus sieben verschiedenfarbigen Stoffen gefüllt, und zu beiden Seiten quillt an den Ohren eine dicke, schwere Kortzieherlocke hervor; seltsam lockt bei der im übrigen etwas plumpen Tracht. Die Männer stapfen bedächtig in überaus ansehnlichen Pluderhosen daher, und überall leuchten aus den dunklen Barken die roten Flecken der Flausweifen und Fischerbenden hervor. Im Wasser züngeln aus der Monotonie der Fläche rote ewig bewegliche Refleze; und hier und da funkeln selbst goldene Piligrantknöpfe auf den braunen Jacken, daß man vermeinen sollte, welch einträgliches Geschäft die alten Seebären betreiben! Aber das sind Erbstüde von Urbätern her — heilig gehaltene Schätze der Familie — ein paar Knöpfe!

Und haben sie auch sonst nichts weiter aus Gold oder Silber — sie haben doch noch „de Gouwzee“, das goldene Meer! Wie der Nil den alten Aegyptern die goldenen Schätze ihres Reichthums brachte in seinem überaus fruchtbaren Schlamm, so auch de Gouwzee den Inselbewohnern, der gefährliche Meeresarm zwischen der Insel Marken und dem Festland, von dessen Grunde man sich hüben und drüben den weichen, fetten Schlamm zur Düngung der Wiesen heraufbaggert.

Drüben liegt im grünen und roten Fleckengesprenkel der Dächer und mächtigen Bäume das kleine Monnikendam mit seinen im Hintergrunde aufstehenden Türmen von Kirche und Stadthaus. Wenn man sich verstohlen hineingewagt hat in dies verträumte Nestchen mit den krummen verlassenen Straßen, den leeren ausgestorbenen Plätzen und den schläfrig blinzelnden Kanälen, hält man fast den Atem an und lauscht, ob nicht von irgendwo ein Laut des Lebens zu hören sei. Und wenn sich da ein blonder kleiner Junge im blauen Kittelchen und ein bezopfter Rotrod aus einem zerbröckelnden Holztor herauskollern, hält man es schier für unmöglich, für eine Täuschung des erregten Auges. Aber das dort, was dort über dem gelben Ziegelsteinpflaster an den roten Häusern langsam gemessen entlang kommt mit dem langen Trauerflor am Hut, von oben bis unten schwarz in Totenfarbe gelbeidet, das ist keine Phantasie, es ist die Verkörperung des toten Städtchens, der Kanpreeker — der Leichenbitter! Es ist nur noch der Schatten seiner einstigen Pracht und Macht, dieser in Todeschlaf liegende Rest des einstigen Monnikendam, das einmal Kriegsschiffe mit ausgerüstete und die spanische Flotte mit vernichten half und ansehnliche Reichthümer in seinen Mauern barg.

Wie aus einem großen Grab heraus schaut auch Vossendam, das Fischerdörfchen, aus seinen hohen Deichen hervor, und nur einige von den alten Häusern sind wie neugierig auf ihren langen Pfählen über die Deiche hinübergestellt und schauen aus Schaum und Gicht der anstürmenden Brandung über die glänzende Fläche aus ihren düsteren Augen hin.

Wald darauf taucht, wie wir in unserer schwerfälligen Fiall weitersegeln, am grünen, üppigen Samtfleisen der Küste ein anderes — das bekannteste von allen. Denn wer kennt nicht die runden Käfelugeln von Edam. Gräber sind auch hier das erste, was uns begrüßt. Am Judenkirchhof legt unsere mächtige Schute an, und nicht wenig neugierig klettern wir zu diesem weltberühmten Ort hinauf. Unter wundervollen alten Baumkronen, hinter denen die mächtigen alten Patrizierhäuser der glorreichen Vergangenheit — auch Edam war bereits am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine tote Stadt — mit ihren vorn überhängenden geschnittenen Giebeln eingenickt sind, geht man ins Herz der Stadt hinein, bis vor das Stadthaus, das eins der neuesten Gebäude ist, aus dem Jahre: 1737! Welche Macht einst hier in diesem Städtchen thronte, beweist allein das eine Bild unter den übrigen Gemälden des Hauses, auf dem einer der Kaufherren, — J. Oosterlin war sein Name — mit dem Finger auf die zweiundneunzig Schiffe zeigt, deren stolzer Besitzer er war. Hier vor dem Stadthaus — man hält es heute für eine prunkende Legende alten Bürgerkolzes — tobt 1787 ein wilder Bürgeraufstand, der sich gegen ein Bündnis verbissener Patrioten wandte. Aber nie ist wohl ein Aufruhr mit ähnlichen, so unfehlbar sicher wirkenden und so gänzlich unblutigen Mitteln unterdrückt und zum Schweigen gebracht worden, wie hier. Diese Mittel waren: Brot, Schnaps und Käse! — Man ist in Edam!

Ueberaus malerische Bilder bietet dieses Käfenest für einen Maler, der alte Stadtpoesie liebt — ebenso auch das stille Hoorn, das wir bald auf unserer Weiterfahrt erreichen. Gleich in dem Hafen empfängt es uns mit einem großen schweren Kranz fastigen Grüns, der sich aus dicken uralten Baumkronen, mächtigen Gebüsch und Staudengruppen als schönste Einladung um dieses Wassins zieht, aus dem einst von den zahlreichen Schiffswerften ganze Flotten jedes Jahr in See fachen. Trotz der Verlassenheit und Dede des Städtchens ist doch alles überaus schmutz und sauber gehalten. Man glaubt fast in einem „Städte-Ausstellungs-Museum“ zu sein, in dem die unsichtbaren Beamten hinter jedem Staubflorn her eine Hay auf Leben und Tod veranlassen. Ueberall gleitet unser Auge an den Häusern und öffentlichen Gebäuden über schöne Schnitzarbeiten und Bildhauerschöpfungen. Die alten, mit Schnörkeln und kunstvollen Arabesken verzierten Treppengiebel neigen sich ordentlich aus ihrer Höhe her-

unter, um das neumobische Zeug anzubilden, was sich da zwischen ihren schönen Altertümern so laut macht. Man glaubt, dort aus dem dämmerigen Kirchentor können nur stolze Handelsberren in großen Federhüten, Samtleidern und blühenden Degen hervortreten — mittelalterlich buntes Getümmel. Märchens blaue Augen, die hier zukaufen sind, spuken lachend darin umher. Zehn Kirchen besah Hoorn einmal. Und was bezahlte man für den Platz, auf dem die latholische steht? — Drei Tulpenzwiebeln! Aber man staune nicht zu früh — was bezahlt heute eine englische Blumenfirma für eine neu entdeckte Orchideenart?

Trotz all der warmen Schönheit, wie sie das Mittelalter in diesen Städten uns aufbewahrt hat, fühlt man sich doch in der Einsamkeit dieser ewig menschenleeren Straßen, über die höchstens mal eine Kage scheu hinüberfliegt, bekümmert. Niedergeschlagen und traurig aber kann man werden, wenn man bei Entzügen weit von der Stadt den kläglichen Rest des alten Lorbaues sieht, der mitten im Felde aufragt — eine verlassene Wache, die den Weg in die Stadt zurück verlorren hat. Keine Spur von Häusern mehr zwischen dieser Ruine und dem Ort, und doch pulsierte vor einem Jahrhundert hier noch kräftiges Leben. Alles verjümt, der sterbende Polyp hat seine Arme in sich gezogen.

Wie konnte hier noch so ein lustiges Geschichtchen passieren, wie das von dem Rathhauspförtner und dem „Ezel“? Kommt da eines Tages ein kopierlustiger Malersmann zum Bürgermeister von Entzügen und ersucht um die Erlaubnis, eins der berühmten Silber Ferdinand Bols, die im Rathhaus hängen, abmalen zu dürfen. Es war ein ganz ungewöhnliches Ereignis für Entzügen und der Bürgermeister fand es rasam, das große Ereignis dem Pförtner persönlich mitzutheilen und ihm besonders anzupfehlen, den Saal für die Ziviltreffen, in dem die Bilder hängen, ordentlich instand zu setzen. Denn es komme ein Maler am folgenden Tag mit seiner Staffelei, dort zu malen. Seltamerweise aber hat die holländische Sprache für zwei doch ziemlich verschiedene Dinge, wie es nun ein Ezel und eine Staffelei sind, nur ein Wort: Ezel. Dem alten Pförtner, der kaum wußte, was ein Maler war, von der Existenz eines Dings wie einer Staffelei aber noch weniger Ahnung hatte, wurde es ganz wirr in seinem grauen Schädel. Er wagte keinen Widerspruch gegen die Respektsperson des Bürgermeisters von Entzügen. Was der Bürgermeister von Entzügen sagte, war so gut, als stände es in der Bibel. Eine Nacht lang schlug er sich mit dem Ezel herum, der seinen Parkettboden im Trauungsaal zertampeln sollte, dann aber rollte er am anderen Morgen kurzerhand, um diesem seltsamen Paar die richtige Unterlage zu geben, einen Haufen uralter Teppiche über den herrlichen glatten Fußboden und darauf packte er in aller Behutsamkeit eine beträchtliche Schicht Stroh, damit der Ezel recht warm stehe und sich nicht erkälte. Der Malersmann hatte noch nie einen so komischen Trauungsaal gesehen, ließ sich aber nicht beirren. Nur den um die Mittagszeit ankommenden Pärchen schien ein solcher Boden für die wichtige Aktion der Trauungszeremonie doch nicht die richtige Basis zu sein. Was für ein Gesicht aber machte dieser Ezel von Pförtner, als er das Gesicht seines Bürgermeisters sah, der ihn auf die Schreckenskunde hin noch bei der Reinigung dieses improvisierten Stalles betraf! Trotz seiner haarträubenden Unwissenheit in Kunst- und Dingdingen soll der Wächter solcher Kunstschätze noch an Ansehen in Entzügen zugenommen haben.

Alexander VI. und sein Hof.

Der aus dem Elsaß gebürtige Zeremonienmeister Alexanders VI., Johann Burchard, hat ein lateinisches Tagebuch über die Vorgänge am päpstlichen Hof, in der Stadt Rom usw. geführt, das bisher fast nur den Fachleuten bekannt war. Jetzt ist es durch eine von Professor Ludwig Geiger herausgegebene gekürzte deutsche Ausgabe auch weiteren Kreisen erschlossen worden, und man muß dem Herausgeber Dank zollen, daß er dieses Werk, das ein Kenner wie Gregorobius „eine Berühmtheit“ nennt, von seinem vielen Ballast und seiner Einleitung in ein ungenießbares Mönchslatein befreit hat. (Verlag Robert Lutz in Stuttgart; Preis gebunden 7 Mk.) Aus den trockenen Berichten des Alexikers ergibt sich ein abstoßendes, aber wahrheitsgetreues Bild davon, wie es der Papst und sein dämonischer Sohn Cesare Borgia trieben und wie es sonst in dem kirchlichen und weltlichen Rom zuging. Und das war schlimm über jeden Begriff. Dabei war Burchard nichts weniger als ein Freund von Skandalgeschichten; er ist im Gegenteil von großer Zurückhaltung, was jede Seite seines Diariums von neuem beweist. Von besonderem Interesse sind für uns die Greuelthaten Cesares, zu deren willigem Helfershelfer sich sein päpstlicher Vater hergab, und die Mordthaten des Papstes selbst. Ueber eine von diesen schreibt Burchard:

„In der Nacht vom Freitag, 27. Januar 1502, wurde der Bruder des Herrn Giovanni Lorenzo von Venedig verhaftet, der, wie es hieß, eine griechische Schrift dieses Giovanni gegen den Papst und Cesare Borgia ins Latein übersetzt und nach Venedig geschickt hatte. In selbiger Nacht wurde sein ganzes Hab und Gut, auch was Giovanni zurückgelassen hatte, Bücher u. a. m. aus seiner Wohnung geschleppt und nichts darin gelassen. Das wurde unerblicklich der Signorie von Venedig gemeldet, diese schrieb zurück und beauftragte

ihren Gesandten, er solle sofort beim Papst wegen der Freilassung vorstellig werden. Der Gesandte präsentierte dem Papst das Schreiben am Montag, 31. Januar, dem Auftrag gemäß mit der Bitte um Freilassung. Der Papst soll erwidert haben, er habe nicht geglaubt, daß diese Sache der Signorie am Herzen liegen werde, daher tue es ihm leid, die Bitte nicht erfüllen zu können; denn der, für den sie baten, sei schon erledigt: er war nämlich in der Nacht, als der Papst nach Rom zurückkehrte, erdrosselt und in den Tiber geworfen worden.“

Die teuflische Mordsucht des Papstsohnes illustrieren folgende kurze Berichte aus dem Tagebuch:

„Während das in Rom geschah, ließ Cesare in Sinigaglia dem Vitellozzo Vitelli, Paolo Orsini, Don Francesco, Herzog von Gravina und den Liberotto de Fermo gefangen nehmen, und von diesen innerhalb weniger Stunden Vitellozzo und Liberotto erdrosseln.“

„Am Mittwoch, 18. Januar, wurden zu Castel della Pieve auf Befehl Cesare Borgias der Herzog von Gravina, Paolo Orsini und der Ritter Orsini, die neulich in Sinigaglia gefangen genommen waren, von Michelotto und Marco Romano erdrosselt.“

„Am Montag, 23. Januar, hieß es in Rom, Cesare habe sich jüngst die Ortschaft Santo Quirico unterworfen, wo man nur zwei Greise und neun alte Weiber vorfand. Die Leute des Herzogs hängten sie an den Armen auf und zündeten Feuer unter ihrem Sohlen an, um sie durch die Tortur zum Geständnis zu zwingen, wo die Habe versteckt sei. Sie konnten oder wollten aber nicht gestehen und kamen in der Tortur um.“

„Am Mittwoch, 15. Juli, wurde der Herzog Alphons von Aragonien, der Gemahl der Lucretia Borgia, gegen 10 Uhr nachts auf den Treppen von St. Peter überfallen und am Kopfe, am rechten Arm und am Schenkel schwer verwundet; die Angreifer stürzten über die Treppen von St. Peter, wo sie etwa 40 Verwundete erwarteten, mit denen sie zur Porta Portusa hinausritten.“

„Am Dienstag, 18. August, wurde Alphons von Aragonien, der nach seiner neulichen Verwundung in den Neuen Turm über dem päpstlichen Keller im Hauptgarten des Vatikans gebracht und sorgfältig bewacht worden war, nachmittags um 4 Uhr in seinem Bett erdrosselt, da er an seinen Wunden nicht sterben wollte. Die Ärzte des Verstorbenen und ein Budliger, der ihn gewöhnlich gepflegt hatte, wurden verhaftet, in die Engelsburg transportiert und die Untersuchung gegen sie eingeleitet; sie wurden später freigelassen, da sie schuldlos waren, was denen, die den Haftbefehl erlassen hatten, sehr wohl bekannt war.“

Wie diskret sich Burchard ausdrückt! Der Mörder war nämlich Michelotto, der Henkersknecht Cesares.

Was die Feindschaft Cesares bedeutete, zeigt folgender Bericht, der auch sonst sehr lehrreich ist:

„Am Mittwoch, 15. Februar, entfernte sich der Kardinal d'Este nach dem Konsistorium, dem er noch beigewohnt hatte, aus Rom, um wieder nach Ferrara zu gehen wegen des Grolls, den Cesare Borgia auf ihn geworren hatte, und zwar deshalb, weil er die fürstliche Schwägerin Cesares liebte und Umgang mit ihr pflog, mit der auch Cesare selbst geschlechtlich verkehrte.“

Was alles an Unsitlichkeit und Schamlosigkeit damals im Vatikan möglich war, und was vor allem die päpstliche Familie sich darin leisten konnte, zeigt das folgende:

„Am Abend des letzten Oktober 1501 veranstaltete Cesare Borgia in seinem Gemach im Vatikan ein Gelage mit 50 ehrbaren Dirnen, Kurtisanen genannt, die nach dem Mahl mit den Dienern und den anderen Anwesenden tanzten, zuerst in ihren Kleidern, dann nackt. Nach dem Mahl wurden die Tischleuchter mit den brennenden Kerzen auf den Boden gestellt, und rings herum Kastanien gestreut, die die nackten Dirnen auf Händen und Füßen zwischen den Leuchtern durchkriechend auf sammelten, wobei der Papst, Cesare und seine Schwester Lucretia zuschauten. Schließlich wurden Preise ausgesetzt, seidene Leiberröcke, Schuhe, Barette u. a. für die, welche mit den Dirnen am häufigsten das Liebespiel vollbrachten.“

So machen der Papst und seine Kinder aus dem Sitz der Staatsherrschaft Christi ein Bordell und feiern Orgien, die man vielleicht einem asiatischen Satrapen zutrauen möchte.

Wie der Papst seiner Tochter Lucretia einen Marstall verschaffte, ersehen wir aus dem kurzen Eintrag:

„Ueberdies hatte der Papst die einzelnen Kardinalen durch meinen Kollegen bitten lassen, jeder möchte zwei Pferde oder Maulesel herleihen, und viele Bischöfe, über 20, ersucht, jeder möge einen Hengst oder eine Stute für die Begleitmannschaften Lucretias nach Ferrara zur Verfügung stellen, was sie auch taten. Doch ein paar Kardinalen gaben nur ein Pferd, bezw. Maulesel, und keins der geliebten Tiere wurde zurückgegeben.“

Fast grandios in seiner diskreten Steigerung wirkt der Bericht, wie der Papst den Kardinal Orsini vergiften ließ. Der Zeremonienmeister schreibt unterm 20. Februar, wie der Papst dem gefangenen Kardinal seine „Ärzte“ schickt. Und nach 2 Tagen folgt die kurze Notiz:

„Am Mittwoch, 22. Februar, verschied in der Engelsburg der Kardinal Orsini, dessen Seele in Frieden ruhen möge. Amen.“

So lösen die Bilder einander ab: Brunkvolle Kirchenfeste, politisch: Kämpfe und Türkenkrieg wechseln mit Ablaßbullen, den Berichten zahlloser Mordthaten, Hinrichtungen und den kurzen Notizen, aus denen die sittliche Verkommenheit des damaligen Klerus vom Papst abwärts hervorgeht. Das Tagebuch Burchards ist ungemein lehrreich; es deckt Abgründe von Ruchlosigkeit und Verderbtheit auf.

Die Entwicklung der Metallfadenlampen.

Die Metallfadenlampen haben in der kurzen Zeit ihrer Existenz eine sehr große Entwicklung durchgemacht, die hauptsächlich die Fabrikation des Glühfadens betraf. Es war von Anfang an durchaus nicht leicht, aus den in Betracht kommenden Metallen — also solchen, die eine möglichst hohe Temperatur vertragen können — einen Draht von genügender Feinheit herzustellen, und ehe der erste Metallfadenlampe auf den Markt kam, waren in den Fabriklaboratorien jahrelange Versuche vorhergegangen, um Mittel und Wege zu finden, überhaupt das schwer schmelzbare und spröde Metall zu dünnen und gleichmäßigen Drähten zu verarbeiten. Das Resultat dieser Bemühungen waren schließlich die sogenannten Pastefäden, mit denen die ersten Metallfadenlampen ausgerüstet wurden. Man mengte dem Wolfram in pulverförmigem Zustande ein Bindemittel bei, Belloidin oder etwas Ähnliches, diese breiige Masse wurde aus haarseinen Diamantdüsen gespritzt und die Fäden in geeigneter Weise auf Papiertellern aufgefangen. In besonderen Oefen wurden sie dann gebrannt und auf diese Weise das Bindemittel wieder entfernt. Das gelang allerdings nur in unzureichendem Maße, so daß eine weitere Nachbehandlung sich als erforderlich erwies. Die Fäden wurden unter den Rezipienten einer Luftpumpe gebracht und in der Luftleere von einem hindurchgeschickten elektrischen Strom bis zur Weißglut erhitzt. Bei diesem Prozeß scheiden dann alle Beimengungen aus, und es bleibt ein reiner weißer Wolframfaden übrig. War aber die Erziehung nicht genügend hoch, so kam es vor, daß Verunreinigungen — fast immer in Gestalt von Kohle oder Graphit — zurückblieben, die erst in der Lampe verdampften, wodurch deren bekannte, lichtschwächende Innenschwärzung hervorgerufen wurde. Das ist aber nicht der einzige Nachteil. Bei dem Formierungsprozesse verkürzt sich der Faden, ein ungenügend formierter Faden, der in der Lampe noch nachformiert, wird sich also dabei weiter verkürzen, hat er dann zwischen den Aufhängeösen nicht genügend Spielraum, so reißt er ab. Dies kam im Anfang, als man über diesen Punkt noch nicht genügend Erfahrungen hatte, ziemlich häufig vor, oft schon nach 200—300 Brennstunden; man sagte dann, der Faden sei durchgebrannt, was natürlich, streng genommen, nicht richtig war. Die Ursache eines solch frühzeitigen Reißens war vielmehr meistens eine zu dünne Stelle, die der Faden beim Formieren erhalten hatte, oder ungenügendes Formieren. Ein eigentümliches Durchbrennen kommt bei einem guten, gleichmäßigen Faden erst nach viel längerer Brenndauer, zirka 2000—3000 Brennstunden, vor; in der Beziehung ist die Metallfadenlampe der Kohlenfadenlampe erheblich überlegen. Die Helligkeit des Fadens selbst nimmt eigentlich überhaupt nicht ab, wie eine in der „Elektrotechnischen Zeitschrift“ veröffentlichte Messung beweist. Eine 50kerzige Metallfadenlampe wies nach 500 Brennstunden mit innen stark geschwärtzter Glode eine Helligkeit von 18 Kerzen auf. Nachdem diese Glode entfernt und eine neue aufgeschmolzen worden war, ergab eine neue Messung, daß die ursprüngliche Helligkeit von 50 Kerzen noch voll vorhanden war, der Faden hatte also überhaupt nicht gelitten.

Ein sehr störender Fehler wies der geprißte Faden auf, das war seine große Sprödigkeit. Man versuchte deshalb einen Drahtfaden herzustellen, also das Metall genau so wie bei der Drahtfabrikation zu ziehen. Dabei wird das Wolfram, indem es beständig auf einer gewissen Temperatur gehalten wird, durch immer feiner werdende Diamantdüsen bis unter 0,05 Millimeter Dike ausgezogen. Ein solcher Drahtfaden ist in der Tat bequem zu biegen und auch gar nicht empfindlich; trotzdem weist er, in der Lampe verwendet, eine Reihe von Mängeln auf, die den Pastefaden als überlegen erscheinen lassen, vor allen Dingen den, daß er in ganz besonders hohem Grade die Erscheinung des Nachformierens zeigt. Dies muß zum großen Teil von anderen Ursachen herrühren als beim Pastefaden. Wahrscheinlich weist der durch das Ziehen in den Diamantdüsen geredete Faden sehr verschiedene Lagerungen der Moleküle auf, beim Stromdurchgang werden sie gerichtet, schließen sich enger aneinander, und der Faden verkürzt sich. Das kann aber nur ein langaufgewidelter Faden vertragen; deshalb widelt man ihn absichtlich etwas lose, um Beschädigungen durch das Sintern oder Nachformieren zu vermeiden. Außerdem ist aber der gezogene Drahtfaden niemals so rein als der gebrannte Pastefaden, der in sorgfältigster Weise präpariert worden ist. Und ist erst einmal das Formieren völlig beendet, so hat der Drahtfaden die gleiche molekulare Struktur wie der Pastefaden, ist also auch ebenso spröde wie dieser und sogar noch weniger haltbar, da die Herstellung weniger sorgfältig ist und viel leichter Unregelmäßigkeiten in der Dike auftreten können. An Lebensdauer ist also der Pastefaden überlegen, nur die Herstellungskosten sind beim Drahtfaden geringer. Das hat aber nicht viel zu bedeuten, da diese Kosten in den gesamten Fabrikatskosten eine gar zu geringe Rolle spielen. So kostet z. B. das Fadenmaterial für eine 32kerzige 110-Voltlampe nur 6—8 Pf. (Der Preissturz, der vor geringer Zeit erfolgte, rührt in der Tat auch gar nicht von der Einführung des Drahtfadens her, sondern von ganz anderen Ursachen.) Es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß der Drahtfaden seine Rolle bald ausgepielt hat, zumal die Glühlampentechnik nicht müßig

gewesen sind und den Pastefaden wesentlich vervollkommenet haben. Es werden demnächst Apparate in Betrieb genommen werden, die es gestatten, 2000 Pastefäden gleichzeitig zu formieren, und die gleichzeitig eine ganz neue Einwirkung der Wärme verwenden, wodurch die Qualität der Fäden noch mehr gehoben werden soll. Wenn es erst gelingt, die Hauptmängel der Lampe, wozu in erster Linie die große mechanische Empfindlichkeit des Fadens gehört, zu beseitigen und gleichzeitig den Preis der Lampe herabzusetzen, wird ihr Triumph ein allgemeiner sein.

Kleines feuilleton.

Aus der Natur.

Kaltes Licht (Zerlichter). „Kaltes Licht“ ist wohl jedem vom Phosphor bekannt, namentlich in Form des leuchtenden Strichs, den ein Phosphorzündholz beim Anstreichen erzeugt. Dies Leuchten ist an die langsame, kalte Verbrennung des Phosphors gebunden. Nun ist aber festgestellt worden, daß dies keine vereinzeltten Vorgänge sind, sondern daß sehr viele, meist längst bekannte chemische Vorgänge, namentlich Oxydationen, ohne beträchtliche Erwärmung Licht von den verschiedensten Farben erzeugen. Bei Fäulnisprozessen entstehen zahlreiche, darunter auch gas- oder dampfförmige Substanzen, die sich an der Luft schon bei gewöhnlicher Temperatur oxydieren, aber doch so langsam, daß sie nicht mit heißer Flamme brennen. Es wäre nun ein Wunder, wenn unter diesen Fäulnisprodukten nicht auch solche wären, die bei ihrer kalten Verbrennung leuchten. Handelt es sich um sehr verdünnte, einen größeren Raum erfüllende Dämpfe, so hat man ein unbestimmtes Leuchten, so wie über Leichen. Aber auch die eigentlichen Zerlichter mit ihrer Flammenform lassen sich ganz gut durch Gasblasen erklären, die dem Boden entsteigen und einen Stoff enthalten, der sich unter kaltem Leuchten oxydiert. Da das den Stümpfen entstehende Gas, meist durch hohen Gehalt an Sumpfgas (Grubengas, Methan), leichter als Luft ist, steigt es nach oben und so erklärt sich die Flammenform auch ohne Hitze. Durch Vermischung mit der Luft werden eben die leuchtenden Stoffe nach oben allmählich verdünnter und daher das Licht immer schwächer, bis es infolge der Verdünnung überhaupt nicht mehr zu sehen ist. Die Dauer der Erscheinung hängt wohl davon ab, wie lange an einer bestimmten Stelle Gasblasen nacheinander aufsteigen, und schwankt dementsprechend sehr stark. Auch die so wechselnde Ausdehnung, Stärke und Farbe des Lichtes paßt ganz gut zu dieser Erklärung. Allerdings erreichen Reaktionsstrahlungen und daher nach dieser Theorie auch Zerlichter niemals die Helligkeit heißer Flammen, aber in dunkler Nacht kann dem Auge auch solch schwaches Licht schon recht hell erscheinen.

Aus dem Tierreiche.

Insekten als Sänger. Daß die Insekten im großen Konzert der Natur als eifrige Musikanten tätig sind, weiß jeder, der einmal an einem stillen Sommerabend dem Geigen der Grillen gelauscht hat. Aber daß in Japan Insekten die Stelle der Kanarienvögel vertreten und durch ihren Gesang wahres Entzücken erregen, dürfte weniger bekannt sein. Die Insekten bringen ihre Musik im allgemeinen durch das Aneinanderreiben bestimmter Teile ihres Körpers oder durch Schwingungen der Flügel während des Fluges hervor; jedoch musizieren auch manche Arten durch das Erzittern einer bestimmten Membran, die durch Muskeln bewegt wird. In Tokio gibt es zwei Firmen, die den Handel mit singenden Insekten Engros betreiben. Sie schicken fliegende Händler durch die Straßen, die die winzigen Sänger in kleinen Bambuskäfigen mit sich führen und zum Kauf anbieten. Die singenden Insekten kosten zwar pro Stück nicht mehr als zehn bis dreißig Pfennige, aber da die Sterblichkeit sehr groß ist, so muß der Japaner, der auf eine solche Zimmermusik nicht verzichten will, sehr häufig diese kleine Summe anlegen. Der große Insektenforscher J. Henry Fabre, der auch diesen musizierenden Insekten eingehende Studien gewidmet hat, bezeichnet als die gesuchtesten Insektenarten, die in Japan hauptsächlich als Sänger dienen, die gemeine Heuschrecke, die Wanderheuschrecke, den Calyptrotryphus marmoratus, den Homoeogrythos japonicus und als den am teuersten bezahlten Star dieser kleinen Truppe, den Casa hibari. Die Insekten werden wie Seidenwürmer aufgezogen und mit der größten Sorgfalt behandelt. Man sammelt sie gewöhnlich im September auf den Feldern vor der Legezeit und schlüpfen sie in gläserne Gefäße ein. Das Weibchen stirbt fast sofort nach der Gefangennahme. Die Eier werden unter einer Temperatur von 80 Grad Celsius gehalten, und dann schlüpfen im März die Jungen aus. Auf hundert Eier kommt ein Verlust von 10 Proz.; die Hälfte sind Weibchen, die aber nicht weiter gezüchtet werden, denn nur die Männchen singen. Ein solcher Insektenzüchter lebt nur vier bis fünf Wochen. Auf die Grillen erstrecken die Japaner ihre Musikliebhaberei nicht, sie werden höchstens von den Kindern gefangen, die sie mit kindlicher Grausamkeit martern und töten.